

**Martin Horstmann**

## **Kirchengemeindliche Inklusionspraxis. Beobachtungen und Impulse<sup>1</sup>**

### **I. Inklusion und Kirche? Inklusive Kirche!**

Wenn ich mich im Folgenden mit kirchlicher Inklusionspraxis beschäftige, möchte ich dieses Thema einerseits weiten und andererseits engführen. Zunächst zur Weitung: Ich verfolge einen weiten Inklusionsbegriff. Gegenwärtig wird Inklusion besonders unter dem Aspekt der Inklusion von Menschen mit Behinderungen diskutiert. Das Grundanliegen der Inklusion bezieht sich natürlich auf alle Menschen, die strukturell ausgeschlossen werden. Und so möchte ich es auch hier halten. Es gibt zwar eine gewisse Nähe zwischen dem Thema Inklusion und den Initiativen von und für Menschen mit Behinderungen. Aber dies hat meiner Meinung nach keine inhaltlichen Gründe, sondern liegt einfach in der Entstehung und Entwicklung der Inklusionsdebatte. Mir geht es also auch um Exklusionen, die aufgrund von Armut oder Pflegebedürftigkeit entstehen – oder noch ganz andere Gründe haben. Denn gerade auch diese strukturellen Ausschließungsprozesse müssen bei einem Nachdenken über die kirchliche Inklusionspraxis in den Blick genommen werden.

An einer anderen Stelle möchte ich das Thema engführen: Mir geht es in diesem Vortrag ausschließlich um die Inklusionspraxis im Kontext der Kirchengemeinden. Wenn Inklusion auf die gleichberechtigte Teilhabe am *gesellschaftlichen* Leben zielt, geht es mir erst einmal um die gleichberechtigte Teilhabe am *gemeindlichen* Leben. Das ist das, was die Gemeinden bei dem Thema auch wirklich leisten können: die Inklusion innerhalb der eigenen Organisation voranzutreiben. Wenn die Kirche darüber hinaus eine *gesellschaftliche* Wirkung haben will – und das wünsche ich mir durchaus! – dann muss sie erst einmal bei sich selbst Wirkung erzielen.

Ich bin mir allerdings nicht ganz sicher, wie sinnvoll es ist, in der Kirche von „Inklusion“ zu sprechen. Als adjektivische Formulierung gefällt mir das – also „inklusive Kirche“ –, denn das Adjektiv „inklusive“ qualifiziert die „Kirche“ (so wie das ja auch die Aufgabe von Adjektiven ist). Als Substantiv klingt mir „Inklusion“ aber immer etwas zu schwer. Dann ist Inklusion nämlich ein „Thema“. Und die Kirchengemeinde muss sich dann zu diesem Thema irgendwie verhalten. Oft ist es dann leider so, dass Inklusion als ein *zusätzliches Thema* verstanden wird: „Jetzt also auch noch Inklusion!“

---

<sup>1</sup> Leicht überarbeitete Fassung des Vortrags auf der Tagung „Inklusion. Auf dem Weg zu einer neuen Wirklichkeit“ der Evangelischen Akademie Baden, 11.07.2014, Bad Herrenalb.

Wenn man sich mit der Idee einer inklusiven Kirche beschäftigt, entdeckt man irgendwann, dass das Thema nicht einer gewissen Tragik entbehrt. Denn gerade hier zeigt sich ein Widerspruch von christlicher Programmatik und kirchengemeindlicher Faktizität.

Zunächst zur Programmatik: Inklusion wird gegenwärtig von außen an die Kirche herangetragen. Und das ist im Grunde ein merkwürdiger Vorgang, wenn man bedenkt, dass Inklusion – von der Sache her, nicht vom Begriff – zum ureigenen christlichen Ideengut zählt. Die Aufhebung von stigmatisierenden Ausschlüssen ist ein christlicher Kerngedanke.

Für mich ist in diesem Zusammenhang Gal 3,28 die zentrale Bibelstelle: *„Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“* Wichtig erscheint mir dabei zu betonen, dass die Unterschiede nicht verschwinden – sie bleiben in der Regel weiterhin existent – aber sie verlieren ihre stigmatisierende, ihre ausschließende Kraft. Die Unterschiede sind halt Unterschiede, stellen aber keine Grenzen dar.

Daneben ist vor allem Jesu Praxis der gemeinsamen Mahlzeiten und Gastmähler zu nennen. Jesus und seine Jünger und Jüngerinnen feierten, aßen und tranken mit Marginalisierten und Stigmatisierten, mit Zöllnern und Sündern, mit Armen und Lahmen. Alle gehörten dazu.

Wir finden also sowohl im Handeln Jesu als auch in der danach einsetzenden theologischen Reflexion über eben dieses Handeln inklusives Gedankengut. Und so sind die Gemeinden daher im Grunde Inklusionsorganisationen *par excellence*. Doch leider eben nur von der Programmatik her, nicht unbedingt von ihrer Faktizität.

Wenn wir heute zum Beispiel über die verzwickten Schwierigkeiten diskutieren, wie Kinder mit völlig unterschiedlichen kognitiven Voraussetzungen gemeinsam eine Schule besuchen können, ohne dass die einen oder die anderen auf der Strecke bleiben, dann wäre es doch eigentlich wunderbar, wenn die Kirchengemeinden sagen könnten: „Schaut her, wir kennen da ein sehr ähnliches Problem – beispielsweise in unseren Gottesdiensten. Denn auch hier kommen Menschen mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen zusammen, auch wir wollen, dass niemand auf der Strecke bleibt, dass die einen über- und die anderen unterfordert werden, und wir helfen den Schulen jetzt einmal mit unserer Erfahrung, wie wir in den letzten 500 Jahren (wenn wir im protestantischen Bereich bleiben) mit diesem bekannten Grundproblem des inklusiven Zusammenseins umgegangen sind. Hier ist unser Feuerwerk an good practice-Beispielen, bitteschön!“ Doch dem ist leider nicht so. Und das ist die Tragik.

Natürlich gibt es immer einen Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit, das ist bis zu einem gewissen Grad völlig normal. Doch wenn man sich in der landeskirchlich-volkskirchlichen Landschaft umschaute, kann es einem schon recht bitter aufstoßen, dass dieses konstitutive Moment christlicher Gemeinde faktisch gar nicht so konstitutiv ist.

Trotzdem oder gerade deswegen gilt es, diesen christlichen inklusiven Kern immer wieder stark zu machen: zu schätzen, zu pflegen, zu lieben. Bevor ich dazu nun einige Impulse beibringe, möchte ich mit zwei Beispielen auf geläufige Grundprobleme hinweisen.

Das erste Beispiel wirkt vielleicht banal, aber ich glaube, dass Ausschlüsse gerade oft im „Banalen“ wurzeln. Es geht um den Kuchenverkauf beim Gemeindefest. Meistens läuft das

so: Gemeindemitglieder backen einen Kuchen fürs Kuchenbuffet und spenden ihn dann. Merkwürdiger Weise gibt es den Kuchen auf dem Gemeindefest dann aber nicht gratis, sondern er wird weiterverkauft, sagen wir das Stück für 1,50 €. Kaffee und Getränke gibt es für 1€. Für eine mehrköpfige Familie können da schnell 12 € zusammen kommen. Für Familien, die auf jeden Cent achten müssen, ist das bereits eine horrende Summe. Man kann also sagen, dass die Teilnahme am Gemeindefest für diese Familie 12€ kostet – die Familie wird nicht hingehen, oder sie kommt zumindest beim nächsten Mal nicht wieder. Das wirklich Merkwürdige an dieser Praxis ist aber doch, dass Kuchen verkauft wird, der doch bereits gespendet wurde – für die Gemeinde fallen also gar keine Kosten an! Stellen Sie sich einmal vor, ich lade zu einem Sommerfest ein, Freunde von mir bringen Salate mit, und ich verkaufe den Salat dann für einen 1€ pro Teller an alle die, die ich eingeladen habe. Ich glaube niemand würde auf solch eine verrückte Idee kommen. Beim Gemeindefest schon.

Der Ausschlussmechanismus „Geld“ gehört also für die Gemeinde auf den Prüfstand – und gerade dann, wenn es sich vermeintlich „nur“ um Kleingeld handelt. Wie geht eine Gemeinde grundsätzlich mit Kostenbeteiligungen um? Sind Gutscheinsysteme die Lösung oder eventuell sogar noch diskriminierender und ausschließender? Wenn man anfängt, solche Fragen zu stellen, merkt man, wie weitreichend das Thema Inklusion ist.

Ausschlüsse geschehen meist ohne böse Absicht. Es sind oft Mechanismen und Routinen, die einfach so ablaufen. Ihnen liegen langlebige Konventionen zugrunde, dadurch sind sie hartnäckig. Wenn man den Blick hierauf richtet, merkt man vielleicht auch, dass es eine Menge sehr subtiler Ausschlussmechanismen gibt und dass im Gegensatz dazu der Ausschluss aufgrund einer fehlenden Rampe mehr als offensichtlich ist.

Ich will ein zweites Beispiel nennen. Es gibt – seit noch gar nicht so langer Zeit – das Bemühen, die Exklusionen von Menschen mit Demenz in der Kirchengemeinde abzubauen. Ein Element ist dabei der demenzsensible Gottesdienst. Es ist kein Extra-Gottesdienst für Demenzerkrankte, sondern es ist ein ganz normaler Sonntagmorgengottesdienst, der einige kleine Änderungen erfährt, damit auch demente Menschen sich in dem Gottesdienst zu Hause fühlen können und so neben all den anderen Gottesdienstteilnehmern dabei sind – es handelt sich also exakt um einen inklusiven Ansatz.

Dabei sind es nur einige kleine Stellschrauben, an denen gedreht werden muss, dies dann aber sehr konsequent. So sollte zum Beispiel ausschließlich traditionelles Liedgut gesungen werden und es sollte nur eine klar erkennbare Person den Gottesdienst gestalten. Die Erfahrungen zeigen, dass bereits diese beiden Aspekte für eine deutliche Orientierung bei den dementen Menschen sorgen. Leider sorgen sie aber bei anderen wiederum für eine gewisse Abstoßungstendenz und sie widersprechen der Idee, möglichst viele Menschen an der Gestaltung des Gottesdienstes zu beteiligen und Vielfalt zu ermöglichen.

Anders formuliert: Wenn ich bestimmte Inklusionsprozesse fördern will, werde ich mich zwangsläufig für andere Exklusionen entscheiden müssen. Teilhabeförderung ist immer auch Teilhabebehinderung. Das bedeutet: Das, was Teilhabe für die einen erleichtert, kann für andere die Teilhabe erschweren. Leider ist es nicht bloß ein Problem, sondern es stellt in meinen

Augen eine Paradoxie dar, also einen Widerspruch, der nicht einfach „weggemacht“ werden kann.

Man kann jetzt leicht geneigt sein, hierüber allzu schnell hinweg zu gehen, nach dem Motto: „Ab und zu mal einen Gottesdienst für demente Menschen ist doch völlig okay, und im nächsten Gottesdienst wird dann wieder verstärkt etwas für ein anderes Publikum gemacht“. Doch dann ist man schnell wieder bei dem Ansatz von Zielgruppen-Gottesdiensten. Dann ist es eben kein demenzsensiblen Gottesdienst mehr, sondern einen Gottesdienst für Demente – also das Gegenteil von Inklusion.

An einer anderen Stelle wird das noch viel deutlicher. Zurzeit ist in manchen Gemeinden ein milieuorientiertes Arbeiten en vogue. Und das meint nichts anderes, als bewusst herbeigeführte Exklusionen: Bis auf das Milieu, das man erreichen will, werden alle anderen Milieus bewusst exkludiert – in der Hoffnung, dass sich dadurch das Ziel-Milieu besser inkludieren lässt. Wir müssen feststellen, dass eine milieuorientierte Gemeindegemeinschaft das Gegenteil einer inklusiven Gemeindegemeinschaft ist.

Oder ist es vielleicht gar nicht anders möglich? Ist der einzig realistische Weg, doch ausschließlich Zielgruppenspezifisches zu machen? Ehrlich gesagt: Ich bin mir an dieser Stelle noch sehr unsicher.

## **II. Sieben Impulse für eine inklusive Gemeindegemeinschaft**

Im Folgenden möchte ich sieben Impulse geben, wie meiner Meinung nach eine inklusive Gemeindegemeinschaft gefördert werden kann. In den Kirchengemeinden, wahrscheinlich gerade in den protestantischen, neigt man ja gerne zum Debattieren. Ich glaube aber, dass es kaum etwas Hinderlicheres gibt, als sich in der Inklusionsdebatte zu verheddern. Zudem wird Inklusion dann höchstens zu einem Thema *in der* Gemeinde, aber nicht zu einem Thema *der* Gemeinde. Daher lauten zwei wichtige Leitfragen: Wie kann Inklusion möglichst pragmatisch gelingen? Was kann eine Kirchengemeinde wirklich leisten?

### **1. Kirchliche Inklusionspraxis ist keine Frage der Diakonie, sondern der Kybernetik**

Zentraler Grundsatz ist für mich: Kirchliche Inklusionspraxis ist keine Frage der Diakonie, sondern der Kybernetik! Inklusion ist nicht ein Projekt einer diakonischen Gemeinde, Inklusion ist auch nicht das Hoheitsgebiet der Diakonin oder des Diakonie-Presbyters. Inklusion ist ein Leitmotiv für die Gemeindegemeinschaft an sich – und damit ist es ein Thema der Gemeindegemeinschaftsentwicklung und des Gemeindegemeinschaftsaufbaus. Die Idee einer inklusiven Kirche gehört also vor allem in die entsprechenden Dienste und Referate wie etwa dem Amt für Gemeindegemeinschaftsdienst, Missionarische Dienste, Gemeindegemeinschaftsberatung und Organisationsentwicklung, usw. Das Thema gehört *nur indirekt* in die Diakonischen Werke, nämlich nur insofern, wie es um einzelne Fachfragen geht. Und selbst hier braucht man die organisierte Diakonie nicht zwingend, wenn es

tatsächlich gelingt, die Erfahrungen von Menschen einzubeziehen und ernst zu nehmen, die von Exklusionen selbst betroffen sind.

Kirchengemeinden sind keine Sozialagenturen – sondern Gemeinden. Also eine besondere Sozialform christlicher Vergemeinschaftung. Es geht deshalb darum, darüber nachdenken, wie diese Vergemeinschaftungsform funktioniert und sich zu fragen: „Grenzen wir mit unserem Gemeindeverständnis Menschen aus – offen oder verdeckt? Erschweren wir Teilhabemöglichkeiten – bewusst oder unbewusst?“

## **2. Nichts Zusätzliches machen, sondern Bestehendes anders machen**

Wenn man nun beginnt, eine Gemeinde inklusionsfreundlich zu gestalten, dann sollte man im ersten Schritt – und auch noch im zweiten, dritten, vierten und fünften Schritt – nichts Neues machen, sondern das Bestehende anders machen. Inklusion bedeutet zwar eine *zusätzliche Anstrengung*, aber es bedeutet nicht, ein *zusätzliches Angebot nach dem anderen* zu starten.

Wenn ich noch einmal das Stichwort Demenz aufgreife, heißt das: Bitte kein Demenz-Café in der Gemeinde machen – sondern das Gemeinde-Café so machen, dass auch Menschen mit Demenz ohne große Schwierigkeiten daran teilnehmen können!

Bis sich diese Erkenntnis gesetzt hat und tatsächlich zu einem leitenden Motiv wird, ist es oft ein mühsamer Weg. Das Positive daran: Diese Art von Inklusionspraxis ist eine gute Vorbeugung gegen die „Was sollen wir denn noch alles machen“-Depression. Die Gemeinde soll nicht Inklusion machen, sondern sie soll Gemeinde machen – und dies halt so inklusiv wie möglich!

Zwei Vorgehensweisen sind hierbei möglich, eine situative und eine konzeptionelle. Beim situativen Vorgehen fragt man in dem Moment, wenn man den Ausschluss bemerkt, wie dieser überwunden werden kann. Wichtig ist dabei: Man fragt nicht sich, sondern den unmittelbar von dem Ausschluss Betroffenen. Denn die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass er oder sie nicht zum ersten Mal an eben jene Barriere stößt und bereits eine Idee hat, was zu tun wäre.

Der andere Weg verläuft so, dass die Gemeinde systematisch überlegt, welche Barrieren grundsätzlich vermieden werden sollen. Das ist etwas abstrakter, aber es bietet den Vorteil, dass die Idee einer inklusiven Gemeinde ein geplanter (und nicht bloß ein zufälliger) Teil der Gemeindeentwicklung ist.

## **3. Inklusionspraxis braucht ein „gemeinsames Drittes“**

Ich glaube, dass eine inklusive Kirche gerade dann gut gelingt, wenn Inklusion gar nicht *explizit* zum Thema wird. Das, was als Thema im Vordergrund steht, muss eben nicht „irgendwas gewollt Inklusives“ sein, sondern etwas, das gemeinsame Identifikationsmöglichkeiten bietet. Das, was es braucht, ist ein „gemeinsames Drittes“.

Die Frage ist daher: Was gibt es, das gemeinsame Identifikation stiften kann? Meiner Meinung nach sind das vor allem eine gemeinsame *Aufgabe*, eine gemeinsame *Rolle*, ein gemeinsames *Interesse* oder ein gemeinsames *Bedürfnis* sein.

- Die Männer, die beispielsweise durch die Väterarbeit zusammenkommen, definieren sich in dem Moment über ihre Rolle als Vater. Wenn diese Rolle stark genug ist, also genügend Identifikation bietet, dann können Milieu-, Schicht-, Bildungs- oder Statusunterschiede in den Hintergrund treten.
- Wenn sich die Menschen in der Gemeinde für ihren Stadtteil engagieren, dann kann diese gemeinsame Aufgabe der Auslöser sein, die unterschiedlichen Begabungen einzubringen. Im Vordergrund steht dann, was jeder beitragen kann, und nicht ob er oder sie ein körperliches Gebrechen hat.
- Ein anderes „gemeinsames Drittes“ ist zum Beispiel das Interesse am gemeinsamen Musizieren oder Singen. Auch wenn der Musikgeschmack trennt – jeder mag halt etwas anderes – das gemeinsame Musizieren eint.
- Und ein wiederum ganz anders geartetes „gemeinsames Drittes“ sind geteilte spirituelle Bedürfnisse.<sup>2</sup> Gerade für Kirchengemeinden ist es ein naheliegender Ansatz, die gemeinsamen spirituellen Fragen und Bedürfnisse in den Vordergrund zu rücken, um Schicht- oder Statusgrenzen zu überbrücken. Vielleicht gelingt dies in einigen Hauskreisen, vielleicht gelingt dies auch eher im freikirchlichen Kontext.

Diese Aufgaben, Rollen, Interessen oder Bedürfnisse sind das, was im Mittelpunkt stehen muss, wenn man Kirche inklusiv gestalten möchte. Der Begriff „Inklusion“ wird dann gar nicht gebraucht. Er ist lediglich die Hintergrundfolie, vor der man das Ganze reflektieren kann.

Vielleicht erscheint das jetzt so selbstverständlich, dass es den Hinweis auf ein „gemeinsames Drittes“, auf eine gemeinsame Identifikationsmöglichkeit gar nicht bedarf. Ich betone es aber dennoch, weil mir im kirchlichen Kontext immer wieder Projekte und Aktivitäten begegnen, bei denen ich solch Gemeinsames eben nicht entdecke. Gerne wird in der Gemeinde der Aspekt von „Begegnung“ betont. Doch ich befürchte, dass die gut gemeinten Begegnungen, die entstehen sollen, sehr flüchtig bleiben und wenig austragen. Vielleicht täusche ich mich, aber ich befürchte, umso mehr die „Begegnung“ betont wird, desto weniger ist tatsächlich ein „gemeinsames Drittes“ vorhanden.

Und noch ein weiterer Hinweis: Ich glaube, dass es gar nicht verkehrt ist, wenn die Unterschiede zwischen den Leuten groß sind. Weil das dazu zwingt, eine gemeinsame Identifikationsmöglichkeit in den Vordergrund zu stellen. Denn ohne eine solche geht es gar nicht. Umso näher man beieinander ist – vom Alter, vom Milieu, von der körperlichen Versehrtheit- oder Unversehrtheit her – desto wahrscheinlicher ist es, kein gemeinsames Drittes zu kultivieren, weil einem gar nicht in den Sinn kommt, dass man es braucht. Man ist sich dann in den üblichen einfachen Gemeinsamkeiten bereits selbst genug und bleibt darin stecken.

---

<sup>2</sup> Ich habe manchmal das Gefühl, dass Menschen, die beispielsweise von Armut betroffen sind, von den Kirchengemeinden in erster Linie als Kleiderkammer- oder Tafel-Besucher wahrgenommen werden. Dass Menschen mit unterschiedlich hohem Kontostand dennoch ähnliche spirituelle Bedürfnisse haben können, ist oft nicht im Blick.

#### **4. Inklusionspraxis gelingt leichter, wenn sie einen attraktiven Zusatznutzen (für alle) bietet**

Etwas Bestehendes zu ändern, fällt in der Regel nicht so leicht. Das liegt einerseits an liebgewonnenen Gewohnheiten, aber auch an den mächtigen Beharrungskräften, in etwas Neuem oder etwas Anderem etwas Gutes zu sehen. Ich glaube, eine Rahmenbedingung, eine Routine, eine „Institution“ zu verändern, gelingt in dem Maße, wie sie einen attraktiven Zusatznutzen, einen Nutzen für alle, bietet. Es geht dann nicht um etwas Mildtätiges für eine bestimmte Betroffenenengruppe sondern um einen Mehrwert für alle.

Ein Klassiker ist hier natürlich der Einbau eines Fahrstuhls oder einer Rampe. Für Menschen mit einer Gehbehinderung ist dies besonders wichtig, aber der Nutzen kommt allen zugute. Die Familie mit einem Kinderwagen ist nicht zwingend auf Rampe oder Fahrstuhl angewiesen – irgendwie kriegt man das Ding schon gewuppt – aber es ist ein sehr angenehmer Zusatznutzen.

Auch aus diesem einfachen Beispiel kann man ein Grundprinzip der Inklusionspraxis machen, in dem man fragt: „Wie kann die Beseitigung eines Teilhabebehindernisses nicht nur für den unmittelbar Betroffenen, sondern für alle einen Nutzen haben?“ Das ist die Denkrichtung! Dann kann Inklusion auch zu einem Selbstläufer werden.

Ich bin in diesem Zusammenhang auf einen interessanten Gedanken gestoßen: Es geht darum, dass Barrierefreiheit ein Innovationsbeschleuniger sein kann. Es gibt dafür aus dem technischen Bereich etliche Beispiele. Zum Beispiel standen die Software-Entwickler, die Internetseiten für mobile Endgeräte wie Smartphones oder Tablets programmieren mussten, vor den gleichen Problemen, die schon viel früher Entwickler hatten, die sich mit der Frage nach barrierefreiem Internet für Menschen mit Behinderungen beschäftigt haben.

Ich möchte dazu einen Mitarbeiter der Aktion Mensch zitieren, Tomas Caspers, der dies in einem Vortrag auf der vorletzten re:publica wunderbar auf den Punkt gebracht hat:

„[...] man [muss] die Barrierefreiheit als das begreifen was sie wirklich ist: kein Ballast, sondern ein Antreiber für nachhaltige Veränderungen und als echter Motor für Innovationen. [...] Es geht nicht darum, auch Menschen mit Behinderungen das Recht zu geben, mitzumachen, sondern es geht darum, ihnen nicht durch falsche Entscheidungen das Recht zu nehmen, bei irgendwas mitzumachen, wo sie eigentlich schon sind. Also keine Sonderlösungen produzieren, sondern gemeinsamen Zugang, der im Idealfall für alle Nutzer gleich funktioniert und von dem im Idealfall auch alle Nutzer etwas haben“.<sup>3</sup>

Und dann sind die, auf die diese Veränderung letztlich zurückgeht, nicht mehr Menschen, für die eine Inklusionshürde gesenkt wurde, sondern sie sind so eine Art Avantgarde. Auch wenn das jetzt vielleicht etwas pathetisch formuliert ist.

Leider stammt dieses Beispiel aus dem *technischen* Kontext, aber man müsste diesen Gedanken einmal auf die *soziale* Praxis in den Gemeinden übertragen. Ich muss gestehen, dass mir an dieser Stelle momentan noch recht wenig einfällt. Aber ich glaube fest daran, dass es sich sehr lohnt, in diese Richtung weiterzudenken! Also: Wo oder wie kann eine *soziale* Barrierefreiheit ein Innovationsbeschleuniger für die Gemeindeentwicklung sein?

---

<sup>3</sup> Siehe hierzu: <http://diakonisch.wordpress.com/2013/05/17/accessibility-als-avantgarde/>

## **5. Nicht bei der Haltung beginnen, sondern bei der Praxis**

Inklusion ist zwar auch eine Frage der Haltung, vor allem aber eine Frage der Praxis! Denn Praxis ändert sich meiner Meinung nach eben nicht unbedingt durch geänderte Haltung.

Im Zusammenhang mit Inklusion hört man ja immer wieder: „Was wir brauchen ist eine andere Haltung!“ Doch wie ändert sich Haltung? Ich glaube, dass wir hier oft einem intellektualisierendem Fehlschluss aufsitzen. Die gängige Kausalkette – Reflexion führt zu einer anderen Haltung und eine andere Haltung führt zu anderer Praxis – mag logisch klingen, ich halte sie aber für falsch. Es ist genau umgekehrt: Praxis ändert Haltung. In dem ich die Praxis ändere (und die Praxis einübe!) ändert sich – nach und nach – die Haltung.

Wenn also betont wird, dass Inklusion in *erster Linie* eine Frage der Haltung sei, dann würde ich energisch widersprechen. In erster Linie ist Inklusion eine Frage der Praxis. Das was zählt, ist, ob es gelingt (Praxis), nicht, ob es gut gemeint ist (Haltung)!

Ich sage damit nicht, dass wir nicht überlegen, reflektieren und analysieren sollen. Natürlich sollen wir das. Wir dürfen bloß nicht darauf hoffen, dass eine Analyse die Haltung verändert! Vielleicht müssen wir an dieser Stelle wirklich radikal pragmatisch sein – uns nicht in Debatten verstricken, sondern uns immer wieder fragen: „Wie können wir das, was wir machen, etwas weniger schlecht machen?“ Und das dann einfach tun – auch wenn es nur Kleinigkeiten sind.

## **6. Der Versuchung einer unnötigen moralischen Aufladung widerstehen**

Ich muss gestehen, dass ich die schulische Inklusionsdebatte nicht sehr intensiv verfolge. Ich bin aber immer wieder erstaunt mit welcher moralischer Wucht einem dort manchmal die Argumente um die Ohren geschlagen werden. Ich fände es bedauerlich, wenn sich dies auch auf die kirchliche Inklusionsdebatte überträgt. Ich rate daher, das Thema nicht unnötig moralisierend anzugehen.

Ich bin davon überzeugt, dass sich gute Ideen durchsetzen. Unsere Aufgabe ist es, dass gute Ideen zu einem Selbstläufer werden können. Da muss die Energie hin! Und ich glaube, dass eine moralische Aufladung, ein moralischer Appell, eher Gift ist.

Moralische Appelle oder betonte Betroffenheit funktionieren durchaus gut, um ein Thema auf die Tagesordnung zu setzen, um es hochzuwirbeln, aber nicht, um es durchzuhalten. In diesem Zusammenhang gefällt mir ein Ausspruch von Reimer Gronemeyer. Er stammt aus einem Vortrag von ihm zum Umgang mit Demenz, aber passt wunderbar zu allen Ausschlussprozessen. Gronemeyer sagt: „Es gibt keine guten Lösungen. Es gibt nur Lösungen.“ Das finde ich nicht nur sehr treffend, sondern auch entlastend.



## 7. Gute Gemeinde-Bilder suchen

Wenn man über eine inklusive Gemeinde nachdenken will, sollte man vielleicht nicht als erstes darüber nachdenken, wie Inklusion gelingen kann, sondern wie Gemeinde gelingen kann. In diesem Zusammenhang fällt mir immer wieder auf, dass die Strahlkraft des bekannten Inklusion-Erklärbildchens (das mit den kleinen Pünktchen und den großen Kreisen) recht begrenzt ist. Wir sind alle bunte Punkte in einem großen Kreis. Nun ja. Die Bilder, über die es zu sprechen gilt, sind die Bilder von Gemeinde. Und welche leitenden Bilder haben wir da?<sup>4</sup>

Treffend finde ich das Bild von Gemeinschaft in 1. Petrus 4: Und dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ Mir gefällt das „einander“. Dafür sind die Gaben wichtig, die jeder empfangen hat und mit deren Erhalt wohl auch eine gewisse Pflicht einhergeht, sie einzusetzen. Hier rückt der Aspekt der *Teilgabe* deutlich in den Vordergrund.

Vielleicht sind es aber auch ganz einfache Bilder. Erstaunlich oft bemühen die Bibel und die christliche Tradition Bilder des Essens und Trinkens, wenn es um Gemeinschaft geht. Vielleicht können solch eingängige Bilder wie *die Tafel* oder *das Gastmahl* die Idee von Teilhabe darstellen. Oder nehmen wir die „Vesperkirche“. Sie ist nicht nur eine begrüßenswerte Aktion, sondern eben auch ein Bild, wie Kirche sein kann. Oder die „Gemeinde als Herberge“ (Jan Hendriks): Hier wird betont, dass alle, die in der Herberge einkehren, Gäste sind. Selbst diejenigen, sie schon zum festen Inventar der Gemeinde zählen sind, wie alle anderen, Gäste.

Wenn man sich mit Inklusion in der Kirchengemeinden beschäftigen will, sollte man sich als erstes fragen: Gibt es Bilder oder Metaphern, die auf den Punkt bringen, was Gemeinde ist, wie christliche Gemeinschaft aussieht? In der Evangelisch-lutherischen Kirche in Amerika (ELCA) gibt es zum Beispiel eine Gemeinde, die heißt „House for All Sinners and Saints“. Das ist nicht der *Slogan* der Gemeinde, es ist in der Tat ihr *Name*! Ich kenne diese Gemeinde nicht, aber ich habe die Ahnung, dass sie mir gefallen könnte.

Ich glaube, wir brauchen ein neues Nachdenken über Gemeinde. Also ein theologisches Nachdenken darüber, was diese Sozialform „Gemeinde“ eigentlich ist, wie sie sein kann und was sie soll. Vielleicht haben wir das in letzter Zeit zu sehr vernachlässigt. Wenn ich es recht sehe, gibt es auch verhältnismäßig wenig Reflexion zum Thema „Theologie der Gemeinschaft“. Das mag auch an der Parochialstruktur in unseren Landeskirchen liegen. Über Gemeinde musste man letztlich nicht groß nachdenken, weil sie flächendeckend da ist (zumindest als Verwaltungsbezirk). Aber ich glaube, dass sich dies ändern wird. Die Parochie ist nicht mehr selbstverständlich. Gerade deshalb müssen wir über Gemeinde ganz neu nachdenken. Und das ist eigentlich keine schlechte Ausgangslage für eine inklusive Kirche.

---

<sup>4</sup> Oft und gern wird das biblische Bildwort „Ein Leib, viele Glieder“ (1. Kor 12) erwähnt. Ich muss aber gestehen, dass ich dieses Bild in diesem Zusammenhang nie so recht verstanden habe. Denn die verschiedenen Körperteile haben ja durchaus eine unterschiedliche Wertigkeit – ich kann ohne Hand leben, aber nicht ohne Herz. Das Bild eines Leibes lässt auch keine Entwicklung zu. Ein Fuß bleibt immer ein Fuß und wird niemals ein Ohr. Und schließlich ist Unabhängigkeit nur durch Amputation möglich, was aber den Tod des betreffenden Körperteils bedeuten würde. Alle drei Aspekte finde ich nicht sehr hilfreich, um über gemeinschaftliches Zusammenleben nachzudenken.